

Literatur

- Berger, Peter/Thomas Luckmann (1980), »Soziale Mobilität und persönliche Identität«, in: Thomas Luckmann, *Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn: Schöningh, S. 142-160.
- Bude, Heinz (2008), *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*, München: Hanser.
- Ders./Andreas Willisch (Hg.) (2006), *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, Hamburg: Verlag Hamburger Edition.
- Dies. (Hg.) (2008), *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Davis, Mike (2007), *Planet der Slums*, Berlin/Hamburg: Assoziation A.
- Luhmann, Niklas (1996), »Jenseits von Barbarei«, in: Miller/Soeffner (Hg.) (1996), S. 219-230.
- Müller, Max/Hans-Georg Soeffner (Hg.) (1996), *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Offe, Claus (1996), »Moderne Barbarei«, *Der Naturzustand im Kleinformat?*, in: Miller/Soeffner (Hg.) (1996), S. 258-289.
- Rancière, Jacques (2002 [1995]), *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wacquant, Loïc (2006), *Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays*, Basel/Berlin: Birkhäuser.

Rainer Paris

Der Verlierer

Verlierer gab es schon immer. Der Verlierer ist keine Sozialfigur der Gegenwart, wohl aber scheint die heutige Gesellschaft einer sehr viel größeren Anzahl von Menschen als früher es nahezuzulegen, ihren Lebensweg und ihr Schicksal in einem solchen Deutungshorizont, also in Kategorien von Sieg und Niederlage oder Gewinn und Verlust, zu verorten. Die Ursache dafür liegt auf der Hand. Es handelt sich um eine einfache Konsequenz der von Peter Gross (1994) so bezeichneten »Multioptionengesellschaft«: Wo immer Menschen sich bis dato kaum denkbare, scheinbar unbegrenzte Steuerungschancen und Wahlmöglichkeiten eröffnen, müssen sie sich, ob sie wollen oder nicht, auch auf die schlechten Ausgänge und negativen Folgen getroffener oder auferlegter Wahlen einen Reim machen.

Das Weltbild des Verlierers verbindet zwei üblicherweise nicht unterschiedene Referenzsysteme: das Spiel und die Vergleichsrechnung. Verlierer ist, wer in einem Spiel unterlegen ist, und ebenso, wer in einer Situation, in der andere Gewinne erzielen konnten, Verluste erlitten hat. Alles, was Menschen tun oder was ihnen widerfährt, wird hier in ein simples, polares Interpretationsschema gepresst: Sieg oder Niederlage, Gewinn oder Verlust, Vor- oder Nachteil. Es gibt nichts dazwischen. Kennzeichnend für die Wirklichkeitskonstruktion des Verlierers sind das Tilgen jeder Gradualität und die Fixierung an scharfen Zäsuren, deren Angemessenheit und Geltung niemals zur Disposition gestellt werden dürfen. Das soziale Denken und Erleben ist ausgerichtet an kognitiven und moralischen Wasserscheiden, die jederzeit rasche und feststehende Urteile ermöglichen und Orientierungsprobleme gar nicht erst aufkommen lassen.

Verlierer zu sein, ist sowohl ein sozialer als auch ein mentaler Tatbestand. Tatsächlich in einem Wettstreit verloren oder angesichts neuer Umstände Einbußen erlitten zu haben, ist etwas anderes als die grundlegende Disposition, sich als Verlierer zu füh-

len. Beides kann auseinanderfallen. Mithin ist zwischen »objektiven« und »subjektiven« Gewinnern oder Verlierern zu unterscheiden, wodurch sich formal vier Kombinationsmöglichkeiten ergeben: (1) Gewinner, die sich als Gewinner fühlen, (2) Gewinner, die sich als Verlierer fühlen, (3) Verlierer, die sich als Gewinner fühlen und (4) Verlierer, die sich als Verlierer fühlen.

Der Fall (1) kann hier außer Acht bleiben, weil es sich gar nicht um einen Verlierer handelt. Auch der Fall (3) ist vielleicht nicht besonders häufig, er verdeutlicht aber einen wichtigen Punkt: Es gibt Menschen, die ein beneidenswertes Talent dafür haben, auch großen Missgeschicken und erfahrener Unbill immer noch die eine oder andere positive Seite abzugewinnen, denen es also gelingt, in jeder Situation die Vorteile des Nachteils aufzuspüren. Es sind sonnige Gemüter, die es getrost der Zukunft überlassen, was sich am Ende als Glück oder Unglück herausstellen wird.

Einschlägig sind demgegenüber die Fälle (2) und (4), in denen die subjektive Interpretation der Benachteiligung im Vordergrund steht: Verlierer ist, wer sich als Verlierer definiert. Dabei scheint der Fall (4), bei dem Deutung und Wirklichkeit sich entsprechen, nicht weiter problematisch. Doch der Eindruck täuscht. Es macht kognitiv und emotional einen großen Unterschied, ob sich die Realposition des Verlierers dem definitiven Ausgang einer Konfliktsituation, etwa der Niederlage in einem Boxkampf oder einer verlorenen Schlacht im Krieg, verdankt oder ob sie sich umgekehrt aus der – sehr viel weniger eindeutigen – individuellen oder kollektiven Zurechnung der Folgen weitreichender gesellschaftlicher Veränderungen und Makroprozesse (»Modernisierungsverlierer«, »Verlierer der Einheit«) ergibt, die die Betroffenen als gravierende Ungerechtigkeit und Einschränkung ihrer Lebensperspektiven erleben. Zwischen der abgründigen Verzweiflung einer demoralisierten Armee auf dem Rückzug (vgl. von Hentig 1966) und der empörten Dauererregung derjenigen, die sich in ihren Wohlstandschancen und Aufstiegsambitionen durch äußere Einflüsse oder Entscheidungen von »denen da oben« dauerhaft zurückgesetzt fühlen, klaffen Welten. Während der eine die Situation vor allem als Qual und Versagen empfindet, sieht sich der andere als »Opfer« fremder Mächte und anonymer Entwicklungen, die sich jeglicher Einflussnahme entziehen.

Besonders aufschlussreich ist der Fall (2). Man kann einiges oder vieles gewonnen haben und sich trotzdem unbeirrt als Verlierer wähnen. Die Möglichkeiten dazu sind vielfältig: Andere haben erheblich mehr gewonnen als man selbst; frühere große Gewinne sind längst selbstverständliche Ansprüche geworden, die nun geringfügig zurückgeschraubt werden müssen; obwohl man in der aktuellen Situation noch gar nichts verloren hat und die Vorteile, die einem zugefallen sind, genießt, antizipiert man zukünftige Einbußen und dramatisiert seine Ängste. Gerade die relativ Privilegierten sind oftmals überaus aggressiv und pflegen ihr Ressentiment. Der Gewinn steigert die Gier und erhöht zugleich die Reizbarkeit für Risiko und Verlust.

Der formale Durchgang zeigt die Relativität und Vielschichtigkeit der Zuschreibungen. Menschen sind außerordentlich erfinderisch, wenn es darum geht, sich die Welt nach ihren ein für alle Mal fixierten Weichenstellungen zurechtzulegen und die Wahrnehmungen den eigenen Affekten anzugleichen. Das Verlierertum des Verlierers ist unverrückbar; wo die Wut regiert, haben Sachlichkeit und Unterscheidung keine Chance. Kognitiv geht es vor allem darum, Heterogenes zu homogenisieren und Uneindeutiges eindeutig zu machen. Hierfür ist das Paradigma des Spiels ein ebenso einfaches wie probates Mittel: Spiele haben stets ein unzweideutiges Ergebnis und hinterlassen die Akteure idealtypisch als Sieger oder Verlierer. (Das manchmal mögliche Remis ist nur eine Ersatzlösung.) Wo vorher Rivalität und spannungsreiche Ungewissheit herrschten, schaffen sie definitive Klarheit. Sie beenden Wahrnehmungsdifferenzen und -diffusionen zugunsten eines für alle verbindlichen, unangreifbaren Resultats.

In seiner berühmten Typologie der Spiele unterscheidet Roger Caillois (1960) vier Arten von Spielen: *agon*, die Spiele des Wettstreits und Kräftermessens, *alea*, Glücksspiele, bei denen der Zufall entscheidet, *mimicry*, die Spiele der Verstellung und Verkleidung, und *ilinx*, die Spiele von Rausch und Ekstase. Dabei repräsentieren *agon* und *alea* den Code von Sieg und Niederlage in reiner Form: Wenn der Abpfiff erfolgt oder die Würfel gefallen sind, ist das Spiel entschieden. Der Ausgang ist eindeutig und irreversibel. Gewiss kann sich das Blatt, sollte es neue und weitere Spiele geben, auch wieder wenden, an der aktuellen Statuszuweisung als Gewinner oder Verlierer ändert dies jedoch nichts.

Empirisch sind *agon* und *alea* häufig vermischt. Auch in Kampfspielen zwischen Mannschaften entscheiden manchmal Zufall und Glück: Ob der Ball vom Innenpfosten ins Tor oder zurück ins Spielfeld springt, entzieht sich jeder Berechnung. Und ebenso werden diejenigen Spiele, in denen Würfel die Figuren bewegen oder der Zufall die Karten verteilt, am Ende meist doch durch Strategie und Geschicklichkeit entschieden. Dennoch unterscheiden sich die beiden Spieltypen hinsichtlich der Ursachenzuschreibung einer Niederlage diametral: Wo das Schicksal regiert, hat niemand Schuld. Zwar kann man mit ihm hadern, hassen kann man es jedoch nicht. Agonale Unterlegenheit hingegen stürzt den Verlierer oft in ein unentwirrbares Gefühlsgemisch aus Enttäuschung, Selbstanklage und Wut. Der Ärger über das eigene Versagen ist legiert mit der aggressiven Suche nach Erklärungen und Schuldigen. Der vorher so greifbare Sieg ist für immer verloren, der andere hat triumphiert und sich unzweifelhaft als der Stärkere erwiesen. (Es gibt natürlich auch den »guten« Verlierer, der dem Gegner aufrichtig zu seinem Erfolg gratuliert und bei dem trotz der Niederlage die Relevanzen des Sports und des Fairplay im Vordergrund stehen.)

Wichtig ist, dass für den Verlierer des Spiels all diese Emotionen zu einem einzigen Empfinden zusammenfließen. Es ist dieses Zugleich von klar realisierter Irreversibilität, dem Hinnehmen müssen eigenen Unvermögens und eigener Unzulänglichkeit und einem kaum zu unterdrückenden Aufwallen diffuser Aggressionen, das sich im Syndrom des Verlierertums manifestiert.

Das andere Referenzsystem des Verlierers ist die bilanzierende Vergleichsrechnung, also der Abgleich von Gewinn und Verlust. Verlierer ist hier, wer Einbußen erleidet, wo andere Vorteile erzielen oder sie ihnen zufallen. Nicht Sieg oder Niederlage, sondern Vor- oder Nachteil, das Vorseilen der anderen und das eigene »Zurückbleiben« stehen im Zentrum des Wahrnehmungsfeldes. Dies gilt vor allem in materieller Hinsicht: Es sind die *greifbaren* Vorteile und Gewinne, die andere sichtbar genießen und unter deren Nichthaben der Verlierer leidet. Sie haben, was er entbehrt und vermutlich immer entbehren wird.

Der Verlierer ist ein ständiger Rechner und Aufrechner, wobei die Bilanz freilich immer zu seinen Ungunsten ausfällt. Die Gewinne sind stets die Gewinne der anderen, wogegen eigene Er-

träge nicht zählen oder längst vergessen sind. Ja, manchmal verbucht er auch als Verlust, was er in Wirklichkeit nie besessen hat; und nimmt anderen übel, dass sie beherzt Chancen ergriffen haben, wo er selbst das Risiko scheute. Insofern sind seine Rechnungen häufig fiktiv: Er wägt nicht tatsächliche Vor- und Nachteile gegeneinander ab, sondern manipuliert seine – häufig wechselnden – Maßstäbe und zugrundegelegten Kontrastfolien mit großem Geschick immer schon so, dass an seiner Verliererposition keinerlei Zweifel bestehen. Nichts wird ihn je von seiner Vergangenheit losreißen und seinen Fatalismus infrage stellen. Er ist Pessimist nicht aus Realismus, sondern aus Verstocktheit und Bequemlichkeit.

Das Lebenselixier des Verlierers ist der zwanghafte, böartige Vergleich. Was ihm das Leben vergällt, ist weniger sein Nachteil als die tatsächliche oder vorgebliche Bevorzugung anderer. Er ist vor allem ein Neider. Als hässliches, in allen Kulturen geächtetes Gefühl verbindet der Neid eine Grunddisposition eigener Inferiorität und Ohnmächtigkeit mit einem starken Zerstörungswunsch gegenüber dem Besitz oder Erfolg des Anderen. Nicht Gier, sondern Missgunst, Unglück über das Glück des anderen, treiben ihn an; sein Ziel ist nicht die Gleichheit des Habens, sondern die Egalität des Nichthabens. Die Asymmetrie der Verteilung ist himmelschreiende Ungerechtigkeit, ja aus der Sicht des Neiders erscheint der Besitz des anderen geradezu als etwas, was eigentlich ihm zustünde und was jener ihm »weggenommen« habe (Scheler 1978 [1912], 10f.). Alles wird hier nach dem Grundmuster eines einfachen Nullsummenspiels aufgefasst: Der Vorteil des anderen *ist* mein Nachteil, er hat nur gewonnen, was ich verloren habe.

Ein Grundmerkmal des Neides ist seine Handlungshemmung (vgl. Paris 2006). Weil er seinen Träger sozial isoliert, wagt er sich nur selten aus der Deckung und übersetzt seine destruktive Energie in konkretes Tun. Erst wenn er sich in Hass und Ressentiment verwandelt, wird er gemeinschaftsfähig und mündet unter Umständen in kollektive Aktion. Der Verlierer hingegen bleibt normalerweise mit sich und seinen Gefühlen allein. Obwohl viele seine Situation und sein Schicksal teilen, kommt es kaum zu einem gemeinsamen Austausch, sondern eher zu Rückzug und Verharren in aggressiver Resignation. Dies schließt die Gier

nach selektiven Informationen, die seine Wirklichkeitskonstruktionen und Schuldzuschreibungen stützen, keineswegs aus: Er will alles wissen, aber er wird nichts tun. Und trotzdem verdichten sich manchmal die verbreiteten, aufgestauten Gefühle von Machtlosigkeit und Benachteiligung zu einer aufgeladenen Atmosphäre von Wut und latenter Bösartigkeit, bei der es nur einen Funken braucht, um das Gemisch zur Explosion zu bringen.

Der Verlierer ist meistens kein Extremist. Der von Hans Magnus Enzensberger (2006) charakterisierte Typus des »radikalen Verlierers« bezeichnet einen Sonderfall, bei dem Einzelne in einem fanatisierten Umfeld Vergeltung für das Verlierertum ihrer Gruppe durch Massenmord und exzeptionelle Grausamkeit üben wollen. Sie verstehen sich gerade nicht als Verlierer, sondern als Helden und Märtyrer. Sicher kann sich auch jemand, der sich selbst als Verlierer sieht, in extremen psychischen Ausnahmesituationen in eine Wahnwelt des Rächers hineinsteigern und seinen ausufernden Gewaltphantasien am Ende die Amoktat folgen lassen. Die Vernichtung der Feinde ist die gerechte Antwort auf die erlittene Schmach und Erniedrigung; aus dem Verlierer ist – und sei es nur für ihn selbst! – ein strahlender Phönix geworden.

Dennoch ist die Verwandlung von Stigma in Charisma außerhalb phantasierter Vorstellungen selten. Stattdessen fallen negative Fremd- und Selbstetikettierungen in der Regel zusammen und verstärken sich wechselseitig: Von anderen als Verlierer abgestempelt, sieht er sich auch selbst als Verlierer. Er unterwirft sich ihrem Verdikt und übernimmt es als Selbstanklage – eine Haltung, die freilich rasch in äußere Schuldzuschreibungen und Sündenbockkonstruktionen umschlagen kann. Denn auch hier gilt das Grundgesetz des Sozialen: Leid sucht Schuld. Und die beste und einfachste Methode, an der eigenen Misere nicht selbst schuld zu sein, ist nach wie vor die Identifizierung klar konturierter, handlicher Verursacher und Feinde, die natürlich gleichzeitig die Gewinner sind. Dies ist der Prototyp des heutigen Verlierers: Es handelt sich um Menschen, die wild entschlossen sind, sich unter allen Umständen zu kurz gekommen zu fühlen und gleichzeitig anderen dafür die Schuld zu geben.

Doch auch so ist der bohrende Verdacht eigenen Versagens nicht ganz abzuschütteln. Hier hilft *alea*. Sich als geborenen

»Pechvogel« zu sehen, als jemand, der sowieso nie eine Chance hatte, ist die letzte Bastion, um sich den eigenen Anteil am Zustandekommen der gegenwärtigen Situation nicht eingestehen zu müssen. Gewiss gibt es – oft weichenstellende – größere oder kleinere Widerfahrnisse, glückliche oder unglückliche Fügungen und Wechselfälle, die auf einen Schlag alles ändern und neu einfärben, und trotzdem ist es irrig zu glauben, dass Anstrengung und Übung in den biographischen Strategien des »Durchwursteins« angesichts der Turbulenzen der modernen Gesellschaft keine Bedeutung mehr hätten (vgl. Schimank 1999). Hier zeigt sich noch einmal der Mischcharakter, ja die geradezu programmatisch unaufgelöste Diffusion in den Selbst- und Weltdeutungen des Verlierers und seiner Emotionen: Er changiert ständig zwischen den Polen der Schicksalsabhängigkeit und Vorwürfen eigenen Versagens, der Anonymität und Personalität, der Selbstbezüglichung und Schuldzuschreibung an andere.

Der gegenwärtige Sozialtypus des Verlierers ist ein Kind des forcierten Kapitalismus und der Mediengesellschaft. Mit der schleichenden Transformation der Leistungs- in eine Erfolgsgesellschaft (vgl. Neckel 2008), eine Gesellschaft also, in der ökonomischer oder kultureller Erfolg anscheinend nicht länger über – abgestuftes – Können und erbrachte Leistungen, sondern mindestens ebenso sehr über Chuzpe und Cleverness angestrebt werden kann, ist notwendig eine Favourisierung dualistischer Weltbilder und binärer Kategorisierungen (Erfolg/Misserfolg, Sieg/Niederlage, Glück/Pech) verbunden, die die Überkomplexität und Unübersichtlichkeit der Chancenstrukturen bändigen und den Bedürfnissen nach Simplizität entgegenkommen. Längst hat die Zweiteilung der Menschen in Winner und Loser auch den letzten Schulhof der deutschen Provinz erreicht. Und ebenso legen die Produktions- und Darstellungslogik der Medien solche Deutungsfolien nahe: Sie berichten fortwährend über Handlungen, Entscheidungen und Ereignisse, die einigen Vor- und anderen Nachteile einbringen, und erzählen nette und wahrscheinliche Geschichten von Menschen, die ausziehen, um ihr Glück zu machen.

Ob und inwieweit die Karriere der Dualismen anhält oder sich auf mittlere Sicht vielleicht doch wieder andere Wahrnehmungsweisen durchsetzen, ist eine offene Frage. Die Antwort wird

sicherlich auch von der zukünftigen ökonomischen Entwicklung abhängen, obwohl, wie gezeigt, die subjektiven Gewinn- und Verlustrechnungen höchst willkürlich ausfallen können. Dennoch: Wenn Menschen plötzlich Licht am Ende des Tunnels sehen, sind sie manchmal nicht wiederzuerkennen. Auch »ewige Verlierer« schöpfen mitunter neue Hoffnung, die man ihnen gar nicht mehr zugetraut hätte. Oder es gelingt ihnen doch, sich in ihrer Situation so einzurichten, dass die Relevanzen der Unterlegenheit und Benachteiligung allmählich verblassen und andere Orientierungen an Boden gewinnen. Das harte Los des Verlierers ist damit nicht aus der Welt, wohl aber kann der Zwang, sich *nur* als Verlierer zu fühlen, auf diese Weise etwas gelockert werden.

Literatur

- Caillois, Roger (1960), *Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch*, Stuttgart: Schwab.
- Enzensberger, Hans Magnus (2006), *SchreckensMänner. Versuch über den radikalen Verlierer*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gross, Peter (1994), *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Von Hentig, Hans (1966), *Die Besiegten. Zur Psychologie der Masse auf dem Rückzug*, München: dtv.
- Neckel, Sighard (2008), *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*, Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Paris, Rainer (2006), »Neid. Zur Politik eines Gefühls«, in: *Merkur* 691, S. 1046-1060.
- Scheler, Max (1978 [1912]), *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen*, Frankfurt am Main: Klostermann.
- Schimank, Uwe (1999), »Flipperspielen und Lebenskunst«, in: *Identität und Moderne*, herausgegeben von Alois Hahn und Herbert Willems, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 250-272.

Markus Schroer

Der Voyeur

»Ja, der Mann war ein Voyeur.
Aber sind wir das nicht alle?«
Alfred Hitchcock

Ein Mann steht am Fenster. Er sieht einer Frau im gegenüberliegenden Haus dabei zu, wie sie sich entkleidet. Der Mann kann den Blick nicht abwenden, fürchtet aber, jederzeit entdeckt zu werden. Das ist die klassische Situation des Voyeurs (von frz. *voir*, sehen). Ein Voyeur greift nicht in das beobachtete Geschehen ein, ist kein aktiv Handelnder, sondern purer Beobachter. Das macht einen Teil seiner Anrührigkeit aus, die sich im Begriff des Spanners niedergeschlagen hat. Der Voyeur ist ein heimlicher Beobachter. Er weiß, dass er eigentlich nicht sehen dürfte, was er da sieht. Aber genau dies macht seine Lust aus: Der Blick in eine Welt, die ihm eigentlich verschlossen bleiben sollte; ein Blick in die Welt des Privaten und Intimen, die man durch Türen, Schlösser und Gardinen zu schützen versucht. Doch der Voyeur findet einen Weg, dem begehrten Objekt (visuell) nahezukommen. Er guckt durch Schlüssellocher und Türspalten, überwindet Distanzen mithilfe von Fernrohren und Kameras. Der Voyeur ist ein Grenzverletzer par excellence. Er überschreitet die Grenze zwischen öffentlich und privat. Gerade dorthin, wo man sich vor den Blicken der anderen sicher glaubt, dringt der Blick des Voyeurs, der nicht sehen will, wie wir uns auf der Vorderbühne darstellen, sondern wie wir uns auf der Hinterbühne präsentieren, in jenen Momenten, in denen wir uns unbeobachtet glauben. Dabei sucht er nicht etwa den Kontakt zum Beobachteten, wartet nicht auf die Erwiderung seiner Blicke, die er ganz im Gegenteil scheut und zu vermeiden sucht. Der Voyeur ist auf eine höchst einseitige soziale Verbindung aus; eine Verbindung, die darauf angelegt ist, nicht erwidert zu werden. Die Regel »Man kann nicht durch das Auge nehmen, ohne zugleich zu geben«,